

Michael Brie

Die großen Männer des Parteikommunismus

Am 25. November 2016 starb Fidel Castro. Sein Begräbnis war der letzte Akt der Geschichte des Kommunismus des 20. Jahrhunderts, geprägt durch Führungspersönlichkeiten, die mit einem besonderen Charisma ausgestattet schienen. Fidel Castro hatte sich politisch lange selbst überlebt, so bitter dies ist. Seine Ausstrahlung aber hatte er, gezeichnet durch Krankheit und Verfall, nie ganz verloren. Die Ideen, denen er sich verpflichtet sah, sein Kampfes- und Gestaltungswille wirkten nach wie das Strahlen eines längst schon verloschenen Sterns. Er war aus der Zeit gefallen oder genauer: Die Zeit hatte ihn hinter sich gelassen.

Was vor fast genau einhundert Jahren, mit der Rückkehr Lenins im April 1917 aus dem Schweizer Exil, begann, fand nun sein spätes Ende. Der Linke Menschewik Nikolai Suchanow erinnerte sich in seinem Tagebuch der Russischen Revolution an die Rede Lenins am Finnischen Bahnhof in Petrograd, in der dieser die Konturen seiner Aprilthesen vortrug: „Uns, die wir gänzlich in der undankbaren Routinearbeit der Revolution versunken waren, die wir uns den zwar notwendigen, aber von der ‚Geschichte‘ unbemerkten Notwendigkeiten des Tages widmeten, uns erschien vor unseren Augen plötzlich ein strahlendes, blendendes fremdartiges Licht, das uns für alles blind machte, was bis dahin unser Leben ausgemacht hatte“. Auch Fidel Castro hat solches Licht ausgestrahlt.

Viele Aufbrüche in der Geschichte sind in der Erinnerung mit „großen Männern“, selten mit Frauen, verbunden. Auch die bürgerliche Epoche hat ihre Heroen: Cromwell, Robespierre und Napoleon, Roosevelt und Churchill. Die kolonialen Befreiungsbewegungen waren geprägt durch Mahatma Gandhi und Jawaharlal Nehru, Mwalimu Nyerere und Nelson Mandela. Der zur Staatsparteiemacht gewordene Kommunismus des 20. Jahrhunderts aber ist in besonderer Weise mit seinen Gründungsvätern und Führern verbunden. Dies ist paradox, denn es war der Anspruch genau dieses, sich auf Marx beziehenden Kommunismus, „dass die Emanzipation der Arbeiterklasse durch die Arbeiterklasse selbst erobert werden muss“, wie es im ersten Satz der Provisorischen Statuten der Internationalen Arbeiter-Assoziation von 1864 hieß. Gerade in dieser historischen Bewegung, die in ihrer Ideologie so sehr die Massen betonte, die so sehr aus Volkskämpfen hervorging und diese anfachte und inspirierte, war die Bedeutung Einzelner, des „Führers des Weltproletariats“ (Lenin), des „Vožd“ (Stalin), des „Großen Vorsitzenden“ (Mao Zedong), des Máximo Líder (Castro), „Bruder Nr. 1“ (Pol Pot) überwältigend.

Das Paradoxon einer Bewegung, die ganz die Klassen und Massen anruft und doch sich so übermäßig mit dem Wirken Einzelner verbindet, wird offensichtlich, wenn der Tod der Führer zur Bedingung wird, über ihr Werk hinauszugehen oder es zu zerstören. Sie widmeten ihr Leben der radikalsten revolutionären Veränderung; und das Volk, viele ihrer eigenen Anhänger, warteten auf ihren Tod, um Erneuerung wagen zu können. Die Nachfolger im Amt standen im Schatten der Gründungsväter, eigneten sich wie Stalin deren Aura an, beriefen sich wie Gorbatschow auf sie in Zeiten eines versuchten Neubeginns.

Rückwirkend erscheint es so, dass weder der sowjetisch-europäische, noch der chinesisch-asiatische oder der kubanisch-lateinamerikanische Parteikommunismus ohne Lenin, Mao oder Castro entstanden wären. Dabei waren sie umringt und verbunden mit einer ganzen Gruppe von revolutionären Hochbegabungen, von denen Trotzki, Liu Shaoqi oder Che Guevara nur die bekanntesten sind. Trotzki wurde exiliert und schließlich durch Lenins Nachfolger ermordet; Liu Shaoqi starb in Haft unter Mao und Che versuchte nach Konflikten mit Castro, neue Befreiungsbewegungen in Afrika und Lateinamerika aufzubauen. Die Bewegung des Kollektivismus duldet an ihrer Spitze auf Dauer keiner lebendigen Kollektive.

Warum aber wurde durch diese staatsparteisozialistischen Systeme derart viel politische Macht bei einer Person konzentriert und symbolische Ausstrahlung in jeweils einen Führer projiziert? Es wäre

naiv, dies von den Einzelnen und ihren überragenden Fähigkeiten her verstehen zu wollen. Auch die Berufung auf die nationalen Kulturen erklärt nur die konkrete Gestalt, nicht aber das Faktum selbst. Dass sich diese Form von personaler Führung und Kult der einzelnen Person etablieren konnte, ist vor allem systemisch bedingt. Es wäre völlig müßig, bei Lenin dafür die charakterlichen Anlagen zu suchen. Gerade er wurde erst posthum so weit über alle anderen erhoben. Auch in den anderen Fällen ist es ein offener längerer Prozess. Die chinesische Führung war lange durch hohe Kollektivität geprägt, bis Mao 1965 mit der Entfesselung der Kulturrevolution damit bricht. Auch für Kuba gilt, dass das, was als kollektives Unternehmen begann, erst schrittweise so fast ausschließlich mit einer Person, mit Fidel Castro, identifiziert wurde. Selbst in jenen Fällen, wo ganz mediokre Personen wie Erich Honecker, Gustáv Husak oder Todor Zhivkov die Macht ausübten, gab es diese Konzentration von Macht und teilweise grotesk anmutende Versuche, ihnen eine besondere Aura zu verleihen.

Michail Gorbatschow konnte diesen besonderen Umstand der Personalisierung parteikommunistischer Macht nach 1985 einsetzen, um ökonomische, politische und geistige Reformen durchzusetzen. Er hob sich immer weiter aus der Reihe der Mitglieder des Politbüros heraus, begann, das Volk direkt anzusprechen, personalisierte die Macht in dem gleichen Maße, wie er ihre Demokratisierung beschwor, und legte so von oben wie unten die Axt an die Grundlagen des Systems. Die wachsende Zahl der Gegner aus der sowjetischen Nomenklatura konnten dem erst dann, im August 1991, ernsthaften Widerstand entgegensetzen, als das System schon völlig zerfallen war. Nicht nur die Gründung, auch der Untergang des sowjetischen Kommunismus ist so untrennbar mit dem Handeln eines Einzelnen und seiner besonderen Stellung als Führer verbunden.

Worin aber besteht die systemische Ursache dieser Personalisierung der Macht und der Schaffung der Aura des Führers in den politischen Gesellschaften des Parteikommunismus des 20. Jahrhunderts? Es darf nicht vergessen werden, dass diese Gesellschaften nicht aus jenen Prozessen hervorgingen, die Marx und Engels in den 1860er Jahren der Ersten Internationale ins Zentrum gerückt hatten: Es waren keine Revolutionen in Ländern, in denen die Arbeiterklasse oder auch Proletariat die Mehrheit der Bevölkerung darstellten. Die entscheidenden Konflikte waren nicht die zwischen Kapital und Arbeit, sondern Krieg oder Frieden, nationale Unabhängigkeit, Boden für die Bauern. Im Falle Castros stand ein Mann an der Spitze der Bewegung, der erst nach der Übernahme der staatlichen Macht sich dem Marxismus-Leninismus verpflichtete. Es waren die 1970er Jahre, als er und die kubanische Führung, die übrig geblieben war, sich ganz auf die Institutionalisierung eines Parteikommunismus sowjetischer Prägung einließen. Hier wie auch in allen anderen Fällen einer eigenständigen Entwicklung (von der in den staatssozialistischen Ländern Ostmitteleuropas nicht die Rede sein kann), hat sich das System erst im Gefolge eines offenen Suchprozesses herausgebildet und nahm gemeinsame Züge an. Und auch die völlige Fixierung auf die großen Männer und Führer setzte erst in diesem Zusammenhang ein und wurde System. Und gerade deshalb ist sie erklärungsbedürftig.

Die Grundidee des Kommunismus des ausgehenden 19. und des 20. Jahrhunderts war es, dass durch die Überführung der wesentlichen Produktionsmittel in die Hände des Volkes eine Gesellschaft entsteht, die schrittweise, in einem langen Prozess alle Kräfte der von Ausbeutung befreiten Arbeit freisetzt. Die Vorstellung war, dass dies einen Enthusiasmus der Freiheit entfachen und eine Organisationskraft vergesellschafteter Arbeit ermöglichen würde, die ihrerseits eine Produktivität erzeugen, die der des Kapitalismus überlegen ist. Auf dieser Grundlage würde eine unaufhaltsame Ausstrahlung dieser neuen Gesellschaften entstehen. Der Sieg auf dem Gebiet der Arbeitsproduktivität, so nahm Lenin an, würde den Systemwettbewerb zugunsten des Sozialismus entscheiden. Um die Übergangsprobleme unter Kontrolle zu bringen, um zu sichern, dass diese Gesellschaftssysteme bis zur Stunde ihrer Überlegenheit überleben können, bedürfe es, so schon Marx, einer Periode der Diktatur, durchaus mit eingeschränkter Freiheiten für die Bourgeoisie oder politische Feinde. Und seit Lenin wurde klar, dass diese Diktatur durch eine kommunistische Staatspartei ausgeübt werden muss, das „die“ Arbeiterklasse dazu nicht in der Lage war, eine ideologisch und organisatorisch festgefügte Dienstklasse, die sich über das Nomenklaturaprinzip rekrutiert.

Doch ging genau diese „Wette“ auf die höhere Produktivität und überlegene Ausstrahlung nicht auf, von der alle Sozialistinnen und Sozialisten ausgegangen waren. Die Dynamik aus dem Kampf *gegen*

die alte Gesellschaft und die äußeren wie inneren Feinde, der Enthusiasmus der Revolution, des Bürgerkrieges und des Krieges gegen ausländische Intervention übertrug sich nicht auf die Produktion und den Alltag. Jeder Versuche, durch Methoden des „Kriegskommunismus“ in der Kombination von Zwang und Begeisterung die Probleme zu lösen, mündete in schlimmste wirtschaftliche und gesellschaftliche Krisen – in der Sowjetunion genauso wie in China, Vietnam oder auf Kuba.

Die einzige mögliche Antwort darauf schienen Reformen. Soweit sie sich nicht einfach auf die Rationalisierung einer Zentralverwaltungswirtschaft beschränkten, sondern versuchten, das Eigeninteresse der Arbeiter, der Bauern, der Intelligenz, der Wirtschaftseinheiten, Kommunen und Regionen zu stärken, stärkten sie genau dadurch die „bürgerlichen“ Elemente: das Leistungsprinzip, die wirtschaftliche Rechnungsführung und Eigenverantwortung bis hin zu marktwirtschaftlichen Ansätzen, Konkurrenz und Profit. Im geistigen Leben erzeugten die „tausend Blüten“, die da blühen sollten, Dissens und Unruhe. Die Demokratie drohte über Fraktionen in der Partei, Spaltungen der Führung, Ausbreitung von Bürgerrechtsbewegungen das System einer Parteidiktatur zu sprengen. Die Reformen mussten in ihrem Wesen antikommunistisch sein, die „bürgerlich“ interpretierte Selbständigkeit der Individuen, Unternehmen, Kommunen ausweiten und damit das wirtschaftlich-politische Monopol von Staatseigentum und Staatspartei bedrohen. Die Freisetzung der Dynamik von unten musste zwangsläufig scheitern. Sie konnte nur oben geduldet werden.

Die Personalisierung der Macht oben, an der Spitze, war die Antwort auf dieses strukturelle Problem der parteikommunistischen Gesellschaften des 20. Jahrhunderts. Eine Gesellschaft, wo alle in Arbeiter und Angestellte des Staates verwandelt sind, ein „roher Kommunismus“ der Gleichheit der Arbeit und des Lohns (Marx 1844), ein Zustand, wo die ganze „Gesellschaft ... ein Büro und eine Fabrik mit gleicher Arbeit und gleichem Lohn“ (Lenin 1917) ist, hat zur Folge, dass in der Konsequenz ein Zustand allgemeiner Eigentumslosigkeit und völliger Entfremdung entsteht. Die Funktionen des Eigentümers sind genauso zentralisiert wie die der politischen Entscheidung, des öffentlichen Diskurses und des Rechts auf Reform und Erneuerung. Alle sind aufgerufen, alles zu delegieren und sich selbst nur als Verkörperung des Gesamteigentümers, des politisch organisierten Gesamtinteresses, der kommunistischen Idee zu verhalten, ihre als kleinbürgerlich verschrienen Instinkte nach Individualität und Selbständigkeit zu unterdrücken und der Führung zu folgen. Höchste Aktivität und Eigeninitiative ist gefordert, aber jede wirkliche Selbständigkeit und ernsthafte Abweichung wird sanktioniert. Da dies praktisch ein unmöglicher Zustand, entsteht eine umfassende Schatten- und Nischengesellschaft, verbreiten sich informelle Praktiken und Denkmuster, wird der politische Witz zur ideologischen Karikatur des Marxismus-Leninismus.

Rosa Luxemburg hatte mit ihren Erfahrungen über die deutsche Sozialdemokratie vor 1914 und mit hellsichtigem Blick auf die Gefahren bolschewistischer Zentralisierung vorausgesehen, dass dort, wo „durch die Ausschließung der Demokratie die lebendigen Quellen allen geistige Reichtums und Fortschritts“ (Luxemburg 1974, 360) abgesperrt werden, wo klar wird, dass „ohne eine freie, ungehemmte Presse, ohne ungehindertes Vereins- und Versammlungswesen gerade die Herrschaft breiter Volksmassen völlig undenkbar ist“ (ebd., 358), dann auch gilt: „Das öffentliche Leben schläft allmählich ein, einige Dutzend Parteiführer von unerschöpflicher Energie und grenzenlosem Idealismus dirigieren und regieren ... – eine Diktatur allerdings, aber nicht die Diktatur des Proletariats, sondern die Diktatur einer Handvoll Politiker, d.h. Diktatur ... im Sinne der Jakobinerherrschaft“ (ebd., 362). Es entstehe ein „Scheinleben, in der die Bürokratie allein das tätige Element bleibt“ (ebd.). In diesem Augenblick kippt eine ständig der praktischen Bewährung ausgesetzte Fähigkeit zur Führung politischer Organisationen und großer Menschengruppen in ein autoritär gesichertes Privileg, das keinem offenen Wettstreit mehr ausgesetzt ist. Und dies gilt nicht nur in der Politik, sondern auch in der Wirtschaft und dem geistigen Leben. Erklärungsbedürftig ist nicht die Herausbildung einer Pluralität von Führungspersönlichkeiten im revolutionären Kampf, der der Entstehung der staatskommunistischen Gesellschaften *vorherging*, sondern die Schrumpfung dieser Vielfalt auf eine Person und die Bildung eines *Kults* um diese eine Person im engeren Sinne.

Aus der von Luxemburg früh erkannten, strukturell bedingten Situation erwuchs die überwältigende Bedeutung der Rolle charismatischer Führer und des Kults um ihre Person in den staatskommunisti-

schen Ländern. In einem solchen System wurde insbesondere die symbolische Energie einer Gesellschaft auf einen Punkt fixiert, in einer Person konzentriert. In dem Maße, wie die eigene Artikulation von Hoffnungen und Sehnsüchten unterdrückt war und jede und jeder sie bei sich unterdrückte, wurden diese Hoffnungen und Sehnsüchte als Eigenschaften auf andere projiziert. Im Kampf vor dem Sieg war das Bewusstsein der eigenen Kraft noch viel größer, gab es viele Personen, mit denen man sich identifizieren konnte, deren Tatkraft zu bewundern war. Der Kampf kannte viele Helden. Aber dann, als man gehindert wurde, Kritik vorzubringen, Neues vorzuschlagen, Lösungen zu finden, Hindernisse zu beseitigen, als man sah, wie auch alle anderen, „Leitenden“ selbst wiederum, wenn auch auf privilegierte Weise auch daran gehindert wurden, dann musste dies alles die eine einzige legitime Person tun, die das Ganze der kommunistischen Idee, der Revolution und der aus ihr hervorgegangenen Gesellschaft verkörpert: der Führer. Dessen Reputation und Macht resultierte genau aus der Doppelfunktion, den anderen die Macht zu nehmen, selbst zu kritisieren, Innovationen in Gang zu setzen, um die Veränderung des Ganzen selbständig zu kämpfen, *und* diese Aufgabe stellvertretend für alle anderen seinerseits zu übernehmen.

Die Führer konzentrierten in sich nun, in ihrer Person, alle Schöpferkraft, alle Erneuerungshoffnungen, alle Kritik auch, die den anderen versagt wurde. Wo keiner frei reden konnte, durfte es einer – und oft ausgesprochen ausdauernd. Wo keinem erlaubt war, harte Kritik zu üben, tat es einer mit aller Schärfe. Wo eine offene Suche nach Reformalternativen ausgeschlossen wurde, konnte, ja, musste einer mit stets neuen Initiativen auftreten oder hatte sie auch wieder stoppen, wenn sie aus dem Ruder liefen. Die bürokratisierte Dienstklasse ihrerseits war in den Widerspruch gezwängt zwischen bedingungsloser Unterordnung unter die Führung und dem Management einer in jeder Hinsicht widerständigen Realität. Sie war wesentlicher Produzent des Kults der Führung und zugleich im besonderen Maße mit der Unmöglichkeit der Durchsetzung der Führungsvorgaben konfrontiert, die sie doch zu organisieren hatte. Sie war ein zumeist zum Zerreißen gespannter Transmissionsriemen.

Wie jeder Kult ist auch der kommunistische Führerkult vor allem ein quasireligiöser Entfremdungsvorgang. Marx paraphrasierend könnte man von der „phantastische Verwirklichung des kommunistischen Wesens“ in Gestalt der Überhöhung des Führers sprechen, weil das kommunistische Wesen in dieser Gesellschaft – anders als noch im Prozess der Revolution – keine wahre Wirklichkeit besitzt. Weil die Selbstbefreiung unmöglich gemacht ist, wird der Mythos vom befreienden Führer erzeugt.

Das Bedürfnis nach einem Kult, nach charismatischer Führung entsteht also einerseits durch das Ersticken jener Dynamiken, die die Revolution erst hervorbrachten; Dynamiken, die mit dem Sieg der revolutionären Partei aber nicht eingelöst sind. Die Hoffnungen, doch noch eine Gesellschaft der Freien und Gleichen aufzubauen, der kommunistischen Revolution treu zu bleiben, neue Aufbrüche beginnen zu können, suchen nach Verkörperung. Wo, wenn nicht an der Spitze, können Kreativität, Eigenständigkeit, revolutionärer Geist noch verkörpert werden?! Andererseits ist es das funktionale Bedürfnis jeder zentralisierten bürokratischen Organisation, dass sie an ihrer Spitze die Möglichkeit und den Zwang zur Veränderung konzentriert, dies vor allem dann, wenn der interne Wettbewerb unmöglich ist und das System ständig zu erschlaffen droht. Wenn auch diese Fähigkeit entfällt, dann kommt es jener Situation, mit der die Sowjetunion seit den 1960er Jahren konfrontiert war – zur Stagnation. Maos Kulturrevolution war nicht zuletzt der Versuch, dem genannten doppelten Bedürfnis nachzukommen. Und sie erst machte ihn endgültig zum Großen Vorsitzenden.

Max Weber nennt Charisma die magische Qualität einer Persönlichkeit. Wichtig sei nicht, was diese Persönlichkeit an sich sei, sondern wie sie von ihren Anhängern bewertet werde. Deshalb seien Führer der „Bewährung“ ausgesetzt. Sie seien auf Anerkennung durch die Beherrschten angewiesen. Diesen Bewährungstest haben die kommunistischen Führer des 20. Jahrhunderts auf sehr unterschiedliche Weise und in einem sehr unterschiedlichen Maße bestanden. Nicht der Kult um ihre Person, sondern die Art und Weise, wie sie ihn gelebt haben, unterscheidet sie.

Fidel Castro gehörte zu den kommunistischen Führern, die sich über viele Jahrzehnte die Kraft bewahrt hatten, die revolutionäre Leidenschaft in sich nicht zu ersticken, das Ziel der Bewahrung der Unabhängigkeit Kubas als sozialistischer Staat nicht aufzugeben, auf eine internationalistisch-

solidarische Position nicht zu verzichten. Viele seiner Reden hat Fidel Castro mit den Worten beschlossen: „Vaterland oder Tod!. Wir siegen!“ Castros Tod macht noch einmal deutlich, was verloren gegangen ist an Hoffnung, an Utopie, an Leidenschaft des Eintretens für eine andere Welt in jener historischen Sackgasse, die sich realer Sozialismus nannte. Neue Hoffnung, Utopie und Leidenschaft aber kann nur dann neu entstehen, wenn Befreiung im 21. Jahrhundert anders begonnen wird und neues, anderes Licht geworfen werden. Nur dies wird das Bewahrenswerte der vielen, sehr verschiedenen Kämpfe für Sozialismus im 20. Jahrhundert in die Zukunft nehmen können.

Lenin, Wladimir I. (1974). Staat und Revolution. Die Lehre des Marxismus vom Staat und die Aufgaben des Proletariats in der Revolution (1917), in: Werke. Bd. 25, Berlin: Dietz, 393–507

Luxemburg, Rosa (1974). Zur russischen Revolution (1918), in: Gesammelte Werke, Bd. 4, Berlin: Dietz, 332–365

Marx, Karl (1844). Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844, in: MEW, Bd. 40, Berlin: Dietz, 465–588

dazu auch ausführlicher: Michael Brie: Von Lenin bis Castro: Die Dialektik des Scheiterns, in Blätter für deutsche und internationale Politik 1/2017

<https://www.blaetter.de/archiv/jahrgaenge/2017/januar/von-lenin-bis-castro-die-dialektik-des-scheiterns-0>